

Es gilt das gesprochene Wort

„Aber das Immergleiche kann auch das Schönste sein“? Laudatio auf Judith Kuckart anlässlich der Verleihung des Annette-von-Droste-Hülshoff-Preises 2012 Stefan Elit

„Aber das Immergleiche kann auch das Schönste sein“ („Kaiserstraße“, DuMont-Verlag 2006) – diesem Satz aus dem Mund einer ihrer Romanfiguren scheint Judith Kuckart in ihrem Leben eher nicht gefolgt zu sein. Aber auch dazu lässt sich ein Zitat der Autorin heranziehen, es entstammt einem Vortrag von ihr zum Thema „Heimat“:

Es gibt zwei Arten von Menschen, die, die bleiben und die, die gehen. Hausmenschen und Wandermenschen. Die Wandermenschen spucken kein Feuer und schlucken keine Schwerter, aber sie gehen hin, wo sie wollen oder müssen. Ich ziehe ständig um, Unijahre, Theaterjahre, Heidelberg, Köln, Wuppertal, Berlin, Rom, Krakau, Zürich, demnächst Dresden.

Und da Judith Kuckart den Vortrag 2006 gehalten hat, wären seitdem selbstverständlich weitere Orte hinsetzen, so etwa Düsseldorf und mittlerweile erneut Berlin. Interessanterweise unerwähnt geblieben ist zumindest in diesem Vortragszitat der Anfangspunkt der Kuckart'schen Wanderschaft: ihr Geburtsort Schwelm, die südwestliche „Pforte zu Westfalen“ sowie eine auch im Dortmunder Arbeiterviertel Hörde verbrachte Jugend. – Man sollte daraus jedoch keinesfalls den Schluss ziehen, Westfalen sei zumal für die Autorin Kuckart nicht mehr von Bedeutung und fände daher keine Erwähnung.

Verlassen hat Judith Kuckart die Region als Lebensraum allerdings bereits als junge Frau, und zwar für ein Studium der Literatur- und Theaterwissenschaften in Köln und Berlin. Dieses Studium schließt sie mit dem Grad der Magistra ab und der Magisterarbeit entwächst auch ihre erste Buchveröffentlichung, eine Essaysammlung, die 1985 in der renommierten Collection S. Fischer unter dem Titel „Im Spiegel der Bäche finde ich mein Bild nicht mehr. Gratwanderung einer anderen Ästhetik der Dichterin Else Lasker-Schüler“ erscheint. Schon vor diesem Studium reift jedoch eine andere „wanderträchtige“ Leidenschaft heran, nämlich die für das klassische Ballett und im Anschluss für das Tanztheater. Stationen der Ausbildung sind hier etwa Düsseldorf und die Folkwang-Schule in Essen, die sie fast zeitgleich zum Studium besucht. Eine schöne frühe Verbindung von Tanztheater und Literatur stellt Judith Kuckart 1984 mit der choreographischen Umsetzung von Christa Wolfs Roman „Kassandra“ her, und sie entwickelt das Stück mit dem von ihr mitbegründeten Ensemble Skoronel. Das nach der Tänzerin, Choreographin und Tanzpädagogin Vera Skoronel benannte Ensemble leitet sie bis 1998, Inszenierungen des Ensembles führen sie an verschiedene große Theater in Deutschland oder etwa in Italien. – Eine exemplarische Dokumentation dieser Theaterarbeit legt sie schon 1989 zusammen mit Jörg Aufenanger vor, erschienen unter dem Titel „Eine Tanzwut“, und der Band enthält unter anderem zwei von Judith Kuckart selbstverfasste Theatertexte: „Vincent fressen ihn die Raben“ und „Charlotte Corday, Mörderin Marie“.

Mehrere weitere Theaterarbeiten sind seitdem entstanden, und um die Jahrtausendwende ist Judith Kuckart als Regisseurin sozusagen in den Bereich des Sprechtheaters abgewandert und inszeniert dort zumal eigene Stücke, teils mit ähnlichen Personenkonstellationen wie für das Tanztheater.

Jedoch bereits seit Ende der 1980er Jahre schreibt Judith Kuckart nicht mehr nur für die Bühne: 1990 erscheint ebenfalls bei S. Fischer ihr erster Roman „Wahl der Waffen“, der im Kern zwei „Wandermenschen“ vorstellt, deren Heimat die fiktive südwestfälische Kleinstadt Wallerfang ist, wie Schwelm in der Nähe von Wuppertal gelegen. Nachverfolgt wird im Roman der rätselhafte Lebensweg einer Frau namens Jette, die in den frühen 1960er Jahren das Kindermädchen der Erzählerin Katia war. In der zweiten Hälfte des Jahrzehnts zieht Jette jedoch nach Berlin und unter dem Eindruck der Ermordung Benno Ohnesorgs schließt sie sich der „Bewegung 2. Juni“ an. Sie geht also in den terroristischen Untergrund und

landet schließlich – analog zu realhistorischen Entwicklungen in der RAF-nahen Szene – im umkämpften Libanon, wo sie vermutlich 1982 den Tod in einem Gefecht findet.

Seinen narrativen Startpunkt hat der Roman genau an diesem Punkt: Katia, mittlerweile Journalistin in Paris, erfährt von Jettes mutmaßlichen Ende und geht mit großer (und großartig geschilderter) Sehnsucht dem Leben der einst so geliebten älteren Gefährtin nach, um zu verstehen, was Jette auf ihren Weg in den Tod gebracht hat. Katia begibt sich dafür vor allem selbst nach Berlin, wo ehemalige Weg- und Lebensgefährten Jettes leben, aber Katia geht nicht zuletzt auch zurück in den Heimatort Wallerfang. Gespräche mit Dritten und vergebliche Versuche einer „inneren Kontaktaufnahme“ bringen Katia dem Lebensrätsel Jettes nur bedingt näher.

Aber just in Jettes altem Jugendzimmer in Wallerfang kommt diese ihr in einem intensiven Tagtraum entgegen und scheint Katia doch noch zu offenbaren, wie sich bei ihr Leben, Lieben und Töten fatal verbunden haben und wie sie schließlich in der Nähe von Beirut umgekommen ist.

In einer ganz eigenen Erzählweise, hoch poetisch und lakonisch zugleich, präsentiert sich dieser erste Roman Judith Kuckarts als eine beeindruckende Experimentalkonstellation, als der Versuch einer retrospektiven Imagination durch die Erzählerin, die ein ganz persönliches Stück Lebensgeschichte mit einer ganzen Phase der deutschen Nachkriegsgeschichte verbindet.

Eine weitere zeithistorische und ganz individuelle Sondage sei nur gestreift: Diese Sondage nimmt 1994 der zweite Roman „Die schöne Frau“ vor, der eine etwa dreißigjährige Schauspielerinnen und Theaterdramaturgin auf die Spuren der eigenen Großmutter führt, deren NS-Vergangenheit ihr lange verborgen geblieben war. – Auf diese zweite rein weibliche Lebensrecherche vor allem mit „Wandermenschen“ in ihrem Zentrum folgt 1998 Judith Kuckarts dritter Roman, „Der Bibliothekar“, der mich ganz besonders fasziniert hat: Der Roman verweist schon im Titel auf einen männlichen Protagonisten, und dessen scheinbar harmlose Existenz ist zumindest in den fokussierten Lebensjahren recht ortsfest, nämlich fast nur im westlichen Berlin angesiedelt. Doch erzählt wird das Schicksal des Hans-Ulrich Kolbe, eines kleinen Bibliotheksbeamten an der Freien Universität, aus einer doppelten Bewegung heraus, und nicht zuletzt wieder anlässlich der Recherche einer jungen Frau: 1982 verschwindet Kolbe für seine Umwelt spurlos, und 1994 reist die 26jährige Tänzerin Sophie einmal wieder nach Berlin, wo sie ein Vortanzen zu absolvieren hat und nebenbei nach Kolbe sucht.

Denn der war zu Mauerzeiten ihr naher und zugleich ferner Westberliner Vater: In den 1970ern hatte er eine Affäre mit ihrer Mutter in Pankow und besuchte seit deren Geburt die Tochter wöchentlich im „kleinen Grenzverkehr“, aber Mitte 1982 brach er plötzlich und unerklärlich den Kontakt zu ihr komplett ab. Das Warum erfahren wir Leser und zumindest in Ansätzen auch die Tochter Sophie peu à peu und in geradezu kriminalistisch spannender Art: Im späten Frühling 1982 hat sich Kolbe in die Nackttänzerin Jelena verliebt und trotz deren großen Widerständen gegen eine echte Bindung auf besondere Weise erobert. Denn wohl für beide überraschend paaren sich schließlich ein geheimer Unterwerfungswunsch auf Jelenas Seite und ein bis dahin ebenso latenter erotischer Machtwille bei Kolbe, und das mit einem fatalen Effekt: Jelena stirbt in lustvollster Angst im Liebesspiel mit Kolbe, und der verfällt daraufhin in stundenlange Schockstarre und taucht in den nächsten Tagen offensichtlich ab. Ob Sophie den verlorenen Vater am Ende wiederfindet, sei dahingestellt – die Suche selbst, das Nachspüren an Lebensorten und in der überraschenden „geheimen“ Lebensgeschichte eines geliebten Anderen stehen erneut im Mittelpunkt, und das in einer großartig sensiblen Erzählweise. Am Rande erwähnt sei noch, dass auch in diesem Roman zumindest eine Figur Wurzeln im westlichen Westfalen hat. Denn die nur dem Anschein nach osteuropäische Jelena ist eigentlich eine Liz, zwar aus einer ehemals polnischen, aber seit geraumer Zeit im Ruhrpott, das heißt in Dortmund-Hörde, beheimateten Familie.

Judith Kuckarts narrativ besonders komplexer vierter Roman, „Lenas Liebe“ von 2002, dies hier lediglich in aller Kürze, stellt im großen Kontrast eine Art „road novel“ dar: Er handelt auf der Haupterzählebene in der Gegenwart von einer geschichtsträchtigen Autofahrt von

Oświęcim, dem einstigen Auschwitz, nach Berlin, und das mit verschiedenen Rückblenden in das südwestfälische Städtchen S., in dem die Hauptfigur Lena beheimatet ist, wiederum eine Schauspielerin, die „nun“ wie die Autorin knapp vierzig ist und ihre Theaterkarriere beendet hat.

In einer dem Städtchen S. recht ähnlichen (man möchte fast sagen: „immergleichen“) Kleinstadt vor den Toren Wuppertals sind dann noch deutlicher drei Leben gegründet, die uns 2006 Kuckarts fünfter Roman präsentiert, den ich wieder genauer in den Blick nehmen möchte: Schon sein Titel, „Kaiserstraße“, bezieht sich auf den langjährigen Wohnort der im Mittelpunkt des Interesses stehenden Familie Böwe in der Kleinstadt und damit auf eine typische Ruhrgebietsstraße mit einem altem Fabrikgelände und später auch mit tristen Sozialbauten, aber auch mit einer alten Unternehmervilla, in deren Erdgeschoss die Böwes ab der zweiten Hälfte der 1950er wohnen.

Das Leben der drei Böwes, Vater Leo, Mutter Liz und die 1960 geborene Tochter Jule, verfolgt der Roman vom Startjahr der Hauptnarration 1957 an ungefähr in Zehnjahresschritten und zeigt uns die Familienmitglieder in ihrer beruflichen und menschlichen Entwicklung: Leo Böwe nutzt seine Tätigkeit als Handelsvertreter zu einer besonderen Daseinsform des „Wandermenschen“, bis hin zu einem fest etablierten Doppelleben mit einer Art zweiter Ehefrau und kleineren Parallelaffären an anderen Orten; seine Frau Liz hingegen entwickelt sich zeittypisch zum reinen „Hausmenschen“ und stirbt schließlich nach vielen Ehejahren vereinsamt. Tochter Jule schließlich begibt sich zunächst in ein Wandermenschen-Dasein als Studentin und Tänzerin, steigt aber mit dreißig aus gesundheitlichen Gründen aus dem Tanzberuf aus und in eine ebenfalls nicht lange zu ertragende Karriere als Managerin eines Großkonzerns ein, aber gegen Ende des Romans scheint sie als Geschäftsführerin eines großen Berliner Theaters eine neue Erfüllung zu finden.

Was wir in diesem Kuckart-Roman erneut vorgestellt bekommen, und wie ich finde: in überaus gelungener Junktur, ist die Verbindung einer ganz individuell konturierten jüngeren Familiengeschichte mit der westdeutschen Nachkriegsentwicklung immerhin von den mittleren 1950ern bis zur Jahrtausendwende. Autobiographische bzw. eigene familiäre Substrate der Autorin sind auch hier unschwer zu erkennen, müssen jedoch nicht eigens von Interesse sein, ermöglichen sie doch vor allem eine gewisse Dichte und plausible Detailliertheit der Narration. Was beim Leser viel mehr „hängen bleibt“, ist anderes, und zwar die gut nachvollziehbare fatale Typik einer Kleinfamilien-Konstellation, in der letztlich jeder den anderen nicht mehr richtig wahrnimmt bzw. auf bezeichnende Art verfehlt, und das etwa ganz handgreiflich bei den „Wandermenschen“ Vater Leo und Tochter Jule, wenn sich auf ihren vielen Bahnreisen quer durch Deutschland ihre Wege kreuzen, denn dann wissen sie miteinander kaum etwas anzufangen oder halten sich, vornehmlich die eine vor dem anderen, lieber gleich versteckt statt einander zu treffen.

„Kaiserstraße“ heißt der Roman natürlich nicht nur wegen des kleinstädtischen Familienwohnorts, sondern auch wegen der bekannten Frankfurter Rotlichtmilieu-Straße – in der muss nämlich der Handelsvertreter Böwe ab Herbst 1957 für mehrere Jahre eine Firmenfiliale betreuen, und Leo Böwe entwickelt verbunden mit dieser Straße bzw. deren Milieu auch eine „idée fixe“, weil just Ende Oktober 1957 nicht unweit die Prostituierte Rosemarie Nitribitt ermordet wird. Böwe erfährt davon auf mysteriöse Weise früh, und in der Folge lässt ihn das Rätsel dieses Frauenschicksals, und wohl auch eine gewisse Faszination für diesen Typ Frau, nicht los. Darin schließlich begegnet er sich wenigstens im übertragenen Sinn noch mit seiner Tochter Jule, denn diese beginnt um die Jahrtausendwende eine eigene Nitribitt-Recherche und nähert sich deren Schicksal sogar ein kleines Stück mehr.

Ein anderes Frauenschicksal im Roman sei nurmehr am Rande erwähnt, ist jedoch für die Abgrenzung Jules von ihrem konservativen Vater Leo schon in ihrer Kindheit nicht unbedeutend: Wie schon die Journalistin Katia in Kuckarts Romanerstling „Wahl der Waffen“ hat auch Jule als Kind eine deutlich ältere Freundin, die in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre zur Linksterroristin wird und 1982 schließlich ums Leben kommt. Wenn auch nurmehr in der Andeutung, zeigt sich an dieser auffallend-ähnlichen Figur erneut, was Judith Kuckarts Texte bzw. deren Heldinnen und Helden umtreibt: das Rätsel individueller Lebenswege, die

teils in unmittelbarer Nähe ganz fremd bleiben können. Ein poetologischer Kernsatz der Autorin lautet wohl nicht zufällig: „Wer schreibt, hat eine Frage“ – man ergänze: und nicht vor allem Antworten!

Es kann bzw. konnte an dieser Stelle nicht einmal jeder der großen fiktionalen Texte der Autorin angemessen gewürdigt werden, so etwa auch nicht mehr ihr bisher letzter Roman „Die Verdächtige“ von 2008, dessen Nachverfolgung eines weiteren rätselhaften Lebensschicksals im zeithistorischen Ruhrgebiet beeindruckend zwischen Krimi und modernem Märchen oszilliert. Auf jeden Fall jedoch ist zu würdigen, was für einzigartige „Wander-“, aber auch „Hausmenschen“ die Autorin uns bis dato in je neuer, schon früh unverwechselbarer poetisch-lakonischer Diktion geschenkt hat – mehr davon, will man nur rufen und sich auf die unmittelbar anstehende Veröffentlichung ihres siebten Romans freuen. Doch halt – wie war das: „Aber das Immergleiche kann auch das Schönste sein“? „Kann“ es das denn nun in den Werken Judith Kuckarts? Ich denke schon: Denn bei aller Jemaligkeit der vorgestellten Geschichten, bei all’ den „Wandermenschen“, die ja vielleicht gerade nicht das „Immergleiche“ suchen, lassen sich Züge eines „schönen Immergleichen“ auf verschiedenen Ebenen finden, und das mit einem besonders bereichernden kontrastiven Effekt zum bisher Herausgestellten: Auf der inhaltlichen Ebene sind dies zum einen die anregend-irritierend wiederkehrenden Figuren mit ähnlichen Schicksalen, wie etwa die ältere Freundin, die zur Terroristin geworden ist und die auch in der wiederholten Erwähnung bezeichnenderweise ein Rätsel bleibt. Auf andere Weise partiell ähnlich sind die weiblichen Hauptfiguren, die mal Tänzerin, mal Schauspielerin, mal auch Schriftstellerin sind, und in denen man bei aller gebotenen Vorsicht zu je anderen Teilen Alter Egos der Autorin sehen mag. Zum anderen fällt inhaltlich sicherlich auf, dass gewisse kleinere und größere Ruhrgebietsstädte immer wieder einen biographischen „backbone“ für Kuckarts Figuren bilden, was gekontert wird von Erfahrungen in und mit der Großstadt Berlin, der „Wahlheimat“ auch des „Wandermenschen“ Judith Kuckart.

Auf subtilerer Ebene ist Judith Kuckarts Schreiben geprägt von variativ wiederkehrenden Sprach- bzw. Gedankenelementen: Ich meine die vielen (kurzen) Sätze in der Nähe von „geflügelten Worten“, die teils als Motti den Texten voranstehen, teils von verschiedenen Figuren in ganz ähnlicher Weise geäußert werden. Dazu zählt etwa das erwähnte narrative Credo „Wer erzählt, hat eine Frage“, dazu zählen aber ebenso kleinere, humorvoll habituell wirkende Äußerungen ihrer Figuren wie: „schon klar“ oder „nett“, die fast wie eine Familiensprache über verschiedene Texte hinweg anmuten und die die Figuren über ihren Sprachstil auf subtile Weise lebendig werden lassen.

Und damit lässt sich vielleicht folgende Antwort auf die Frage geben, ob auch bei Judith Kuckart „das Immergleiche das Schönste“ sein kann: Denn obschon ihre Texte immer neue Geschichten erzählen, verbinden sie sich auf wunderbare Weise durch kleine Elemente des „Immergleichen“ oder zumindest des Zum-Verwechseln-Ähnlichen, ist die fiktionale Welt der Judith Kuckart immer neu interessant und zugleich vertraut bis zum auf schöne Weise Irritierenden.

Dies zeugt schließlich auch davon, wie lange Figuren, Motive und sogar einzelne Worte die Autorin umtreiben und wie sie zumal „ihre“ Figuren auf faszinierende Weise doch auch als „Hausmenschen“ in wechselnde literarische Interieurs einbindet und ihnen so immer neuen Sinn verleiht. Wenn das nicht die Kreation von (natürlich: bodenständig westfälischer) „Heimat im Literarischen“ durch genuin literarische Mittel ist!

Ich gratuliere Judith Kuckart zu der einzigartigen literarischen Welt, die sie uns so geschenkt hat und weiter schenken möge, immer anders und zumindest „immerähnlich“. Ich gratuliere ihr zum Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis 2012, dessen Verleihung die Wahlberlinerin in unsere westfälische Mitte geführt hat.